

der Straße aggressiv laut gegen seinen eigenen Stillstand protestierte, verschwand die Natürlichkeit des Lebens wie der Kreislauf des Wassers still und leise in der Unendlichkeit. Für mich war es wie ein Stück Liebe, die ich genoss, da ich spürte, dass ich noch lebte. Die Luft zum Atmen roch nun frisch und rein.

Ich füllte meine Lunge, bekam wieder Luft und mit ihr schlug mein aufkommender Optimismus eine erneute Kerbe in meine Seele. Es war ein Kerbschlag, der an der Tür der Unendlichkeit des Lebens hämmerte, die wie eine trockene Knolle auf vertrockneten Feldern der menschlichen Depression und Verzweiflung vergraben war. Eine Wahrheit, die unumstößlich, unbezwingbar schien, bevor sie der Dritte Weltkrieg oder der Einsatz des gemeinschaftlich, die Welt befriedenden menschlichen Geistes vernichtet. Null, Eins, Eins, Null, Eins, Eins, Eins, Null, als programmierte Gesetzmäßigkeit der menschlichen Hirnfunktion. Leben an oder aus, und alle mit ihm verbundenen Schönheiten und Widrigkeiten.

Es regnete immer noch. Ich rauchte, wartete, hoffte und wünschte, im Wachstumswollustballast einer deutschen Großstadt, die im Zweiten Weltkrieg radikal zerstört wurde und in der viele Menschen zu Tode kamen. Keine Unschuldigen! Alle Menschen trugen die Last ihrer Vernichtung durch unbedenklich angepassten Gehorsam, durch Duldung und egoistische Ignoranz der politisch reaktionären Verhältnisse. Hereingefallen sind sie auf die herrschende Klasse ihrer Ausbeuter und politisch kulturlosen Animatoure. Gewissenlose Animatoure, mit deren Versprechungen, Lügen und Offenbarungen vom großen Glück und der territorialen Freiheit der deutschen Nation die Hirne gewaschen wurden. Ein deutsches Volk, das sich diesem intellektuellen Hirntod beugte, sich anpasste und grölend in das Großreichlied einstimmte. Lang, lang ist es her, und trotz alledem

wabert der Kriegslärm durch die Gegenwart, wird dem deutschen Volk rasiermesserscharf das Hirn auf das Minimum „Shoppen und Krieg“ filetiert. Ein gesellschaftlicher Zustand, auf den sich jeder Volksmensch in Ohnmacht einlässt, und sein Denken, seine verschütteten Emotionen, seine wirkliche Meinung und das, was er ehrlich zu diesem Zustand zu sagen hätte, sein abgrundtiefes Geheimnis bleibt. Wie lange noch?

Einerseits schien das Leben für mich eine große Tragödie zu sein, andererseits war es eingebettet in seine natürliche Schönheit so wundervoll, dass ich sogar den Tod vergessen konnte. Wenn ich, leider selten, kluge, ehrliche Menschen traf, fühlte ich mich zwar in meinen Ansichten euphorisch beglückt bestätigt, dennoch im Alltagsrausch der gesellschaftlichen Manipulation als Beichtvater missbraucht. Die Menschen schienen gespalten in Haben und Soll, in Sein oder Nicht(s)sein, in Alt und Jung, Krank und Gesund, oder Lebend und Tot. Es wächst eben nicht das zusammen, was zusammengehört, nämlich der orgastisch menschliche Frieden von Körper, Geist und Seele, der nach immer kürzer werdenden Suchtzyklen verlangt. Alles andere, nach dem die Menschen trachten, ist Vergeblichkeit und Ausdruck ihrer emotionalen, geistigen und körperlichen Unfähigkeit.

Es hatte aufgehört zu regnen. Passanten klappten ihre Regenhauben zusammen, schüttelten die Tropfen ab und verteilten sich schnell laufend in dunkle Seitenstraßen. Jeder allein, jeder für sich, eilte zu seinem Wohnortplatz, wo Frieden, Ruhe und Glück auf ihn warteten. Auf was wartete ich? Wieder wurde meine Zigarette durch herabfallende Regentropfen gelöscht. Ich begann die Nikotinsuchtluete mit der Flamme eines entzündeten Streichholzes zu trocknen. Drei Streichhölzer waren verbrannt, bevor mei-

ne Zigarette wieder rauchend glühte, und ich meine kurz vergessene Sucht wieder befriedigen konnte. Vom Regen durchtränkte Laubblätter lagen schwer wie Blei zwischen leeren Kunststoffflaschen, neben blechern leeren Getränkedosen, mit denen der Wind auf der feucht glänzenden Straße spielte. Auf dem Straßenbelag spiegelte sich das künstliche Licht des Lebens und sang leise das Lied vom Tod und seiner immer wiederkehrenden Vermehrung. Ein Lied, das unbemerkt die Schwermut der Welt transportierte, auf deren Boden ich mit zwei Füßen stand und auf Veränderung hoffte. Füße, die nach einem Meter und achtzig Zentimetern an meinem Kopf endeten, der noch nicht über genug Mut zum Eigensinn verfügte. Ich befand es an der Zeit, etwas anders als bisher in meinem Leben zu tun, egal wie ich es tun und ob es zu meinem erhofften Ziel führen würde. Hauptsache anders, raus aus vorgestanzten Lebensmustern, raus aus der Opposition des pubertären Punkers, raus aus der ausgrenzenden Sofortverurteilung durch Klischees, raus aus der Vergewaltigung von Ideologien und Weltanschauungen, in denen ihre praktizierenden Egoisten einen Andersdenkenden warnend mit Dreck bewarfen, mit dem sie ihn vernichteten. Ich bitte darum, darüber einmal nachzudenken!

Meinem angestauten Blasendruck folgend, lief ich von der kalten Straße in das mollig warme Restaurant, betrat den Abort und urinierte ordentlich in weißes Porzellan. Sofort stellte sich körperliche Erleichterung ein, diese spontan kurze Erleichterung, die ich mir in meiner nüchtern verkrampften Seele wünschte. Der Gasträum war mit Gästen gut gefüllt. Es wurde gefressen, gesoffen, die Schuld dafür am Tresen gezahlt. Der Tresen wurde von zahlen wollenden Gästen stark frequentiert. Ich gesellte mich zu satten und gedürsteten Wartenden, um mein Tauschgeschäft in den Ruhezustand des Ausgleichs

abzuheften. Geld polterte und flatterte über den gläsernen Tresen. Geld, das mit Fingerabdrücken aus Scham, Blut, Erniedrigungen, Schmarotz, Anpassungen, Leid, Bettelszenarien, Sucht, Gier, Neid, Missgunst, Ungerechtigkeit, Lust und Unlust, Quälerei und Schuld, Angst, Streit und Krieg, Träumen und unwiederbringlicher Lebensmenschzeit geprägt war. Schnöder Mammon, der nicht den Geist eines friedlich geeinten Europa ausstrahlte, sondern nach Stahl, Erdöl, Seltenen Erden, Erdgas, Uran, Gold, Kokain, Sprengstoff, Sperma, Schweiß, Verwesung und Angstschiss roch. Der Gestank des Geldes als Spiegel menschlicher Oberflächlichkeit, die nichts anderes übrig lässt als den immer mehr aufschäumenden penetrierenden Geruch menschlicher Vernichtung.

Wortlos, lächelnd reichte mir der türkische Gastronom einen mit der Hand beschrifteten Zettel über die Glastheke. Ich fühlte mich wie im Ausland, dessen Landessprache ich nicht verstand, und die Kommunikation der Konsumtion still und leise über mit Zahlen beschriebene Zettel funktionierte. Kurz zustimmend nickend, fächerte ich einen zum Betrag meines Verzehrs passenden Geldschein aus meinem Portemonnaie. Den zu entrichtenden Betrag rundete ich satt auf. Der Empfänger des Papiers schaute mir tief lächelnd in die Augen, als wollte er meinen Seelengedankenschlamm scannen, als ahnte er, welches Gedankengut am Rand meiner Hirnlappen, während meines Wartens, abgetropft war. Seine tiefbraunen Augen bohrten sich in meine Seele wie die eines treuen Hundes. Er hatte gekocht und schenkte mir für einen Augenblick seine Sympathie. Ich hatte gegessen, getrunken und gezahlt, sonst nichts. Keiner von uns beiden versuchte in diesem Moment den Weltfrieden wiederherzustellen. Ich war satt und der Betreiber eines Lebensmittelraums hatte das Geld dafür erhalten. Geld für die Tilgung eines Grund-

bedürfnisses. Grundbedürfnisse, die wir unbewusst befriedigen. Der Staat als Vertreter wachstumsgieriger und profitorientierter Monopolisten manipuliert das Volk, mit all seinen parasitären Mechanismen, zu wachsender Erfolgsgier sowie sinnfreier Akkumulation materieller Bedürfnisse. Beworbene Bedürfnisse, die über die gesunde menschliche Grundbedürftigkeit hinausgehen, um sein Volk unlebendig, unbedenklich, daher lebensverwaltend im Seelentod durch ihr zeitlich begrenztes Leben hecheln zu lassen. Erkenntnisse des wissenschaftlich technischen Fortschritts werden für den Tod der Welt genutzt, statt sie gegen den Welthunger und für den Weltfrieden intelligent, ökonomisch und ökologisch einzusetzen.

Noch im Gastraum stehend, drehte ich mir eine Zigarette, da der Novemberwind auf der Straße mir den losen Tabak aus dem offenen Zigarettenpapier blasen würde. Mit einem Auge beobachtete ich die Produktion meiner von Hand zu fertigenden Zigarette. Mein anderes Auge ließ ich durch den Raum rollen und beobachtete die Gäste. Mein mobiles Telefon schellte. Umständlich, da meine Hände im Tabakzellophanbeutel mit dem Aufdruck „Rauchen ist tödlich“ vergraben waren, griff ich zum Funkgerät. Den Tod schob ich kurz zur Seite, legte meine Utensilien auf einem neben mir stehenden Speisetisch ab, erkannte auf dem Display „Paul“. Hektisch, da die Batterieleistung meines Mobilfunkgerätes gegen Null schlug, telefonierte ich mit Paul, um ihm fix mitzuteilen, wo ich mich in Dresden gerade befand. Wie ein Schaf blökte ich fragend in den Gastraum, um von den Gästen zu erfahren, auf welchem genauen Fleck ich auf dieser Erde stand. Zwei jugendliche Biertrinker definierten laut und deutlich unseren Standort, den ich wiederholend für Paul in mein Telefon trötte. Ich fühlte Bewegung und Stillstand, Wiederkehr

und Heimat, Nähe und Distanz, Vergänglichkeit und Wiederholung, Fremdheit und Vertrautheit, Grenzen und Unendlichkeit meines Lebens.

Pauls Aufenthaltsort war nur wenige Gehminuten von dem meinen entfernt. Ich drehte meine Zigarette in den betriebsbereiten Zustand, lief auf den Bürgerweg, wartete vor der Grillstube rauchend auf Pauls Erscheinen. Meine Augen fixierten die Straßenfußgängerampelwege, die sich um den Kreisverkehr schlangen und zyklisch mit Menschen füllten und leerten. Um einen besseren Überblick zu erhalten, kletterte ich auf den Sockel einer Skulptur, verschmolz kurz mit ihr, um nach Pauls Entdeckung wieder von ihr hinabzusteigen. Pauls Gefolgschaft bestand aus drei weiteren Personen. Pauls Freundin Karola sowie einem Pärchen, das mir unbekannt war. Aufrichtig herzlich begrüßten mich Paul und Karola, wobei Karola lächelnd auf das neben ihr stehende, ebenso lächelnde, mir immer noch unbekanntes Paar schielte, als sollte das Paar für mich eine Überraschung darstellen. Paul spielte mit beiden Händen in den Tiefen der Taschen seiner Hose, hielt seine Augen, wohl meine Reaktion erwartend, auf den Boden gerichtet, wobei er seine pferdegleich auf dem Asphalt scharrenden Füße beobachtete. Verlegenheitsgefühle plätscherten in meinem Haupt hin und her, ließen meinen Körper in einen kurzen Moment der unkontrollierbaren Flapsigkeit taumeln, aus der ich mich mit der laut artikulierten Vermutung zu retten versuchte, bei dem Pärchen handle es sich um Karolas Eltern. Unter vollen Strömen auf mich gerichteter acht enttäuschter Augen, ertrank ich beinahe in meiner sich zur Peinlichkeit hochschäumenden Vermutung, die ich nach genauer Beschauung des Paares sofort und zutreffend korrigieren konnte. Lautlos mit mir selbst redend, entschuldigte ich meinen unbewussten Fehltritt mit meiner parallel zum

Alter abnehmenden Gedächtnisleistung, um mich an den Moment erinnern zu wollen, in dem ich das sympathische Pärchen in meinem vergessenen Leben schon mal getroffen hatte. In meinem Hirnspeicher sammelte ich den vergrabenen Rest an Erinnerungen auf, der zu den beiden immer noch erwartungsoffen lächelnden Sympathisanten passte. Es offenbarte sich mir ein Bild aus Stahlbeton, Containersammlungen und unüberwindbaren Stacheldrahtzäunen, das in einem Naturschutzgebiet in Mecklenburg-Vorpommern anonym versteckt war. Ein Ort, der einmal zu Pauls Lebensabschnittssammlungen gehört hatte. Ein Ort, der nach Krieg und Frieden, nach Verzweiflung und Hoffnung, nach dem Schutz der Einsamkeit, nach Vergangenheit und unsichtbarer Zukunft roch. Ein Ort, der von den Tarnfarben Grün und Grau dominiert wurde, und an dem ich im leicht blauen Zustand die Bekanntschaft der beiden machen durfte. Ein Ort als Mahnmal des Kalten Krieges aus der Vergangenheit, der abermals unsere gemeinsame Zukunft sein könnte. Ein Ort, an dem ich vor etwa einem Jahr einschlug, um Menschen zu treffen, die Kuchen und gegrillte Bratwürste aßen. Auch Kaffee, Wein und Bier tranken, um einen arbeitsfreien Lebenstag freundschaftlich friedlich verrauschen zu lassen. Es war eine bedrohliche Kulisse, die noch nicht ihren Schrecken verloren hatte, in der Paul, Karola, Fred, Elke und Elkes Mutter an einem Campingtisch saßen, um diesem bedrohlichen, immer wiederkehrenden Potential mit menschlicher Wärme zu begegnen. Fred und Elke! Mein Gedächtnis hatte sich aufgebaut und erinnerte mich auch daran, dass beide ungefähr zehn Jahre jünger als ich waren. Mein Fehltritt war vollzogen, meine Entschuldigung, Freude und Begrüßung folgten. Meinen eingebildeten Jugendwahn hatte ich damit kurz überwunden, um ihn später wieder auferstehen zu lassen. Noch

leicht in meinem Fehltritt eingedockt, schlug ich vor, gemeinsam kaltes Pilsner in einer noch zu suchenden Raucherkneipe zu trinken. Da ich von uns Fünfen der einzige Raucher war, zog ich stark motiviert durch Dresdens alternative Gassen, um eine Bierbodega zu erklimmen, in der nicht nur das Trinken von Alkohol, sondern auch das Rauchen erlaubt war. Süchte machen ehrgeizig! Nach kilometerlanger Vergeblichkeit betraten wir ein Pub, in dem erst ab null Uhr geraucht werden durfte. Im Pub spürte ich meinen langen Weg aus Berlin, bis ich an den Platz kam, wo ich später nichtrauchend, Bier trinkend saß. Den vier Mecklenburgern ging es ebenso. So saßen wir eingepresst zwischen Verhaltensregeln und Getränkarten, schleimenden Kellnern und dem deutschen Mainstream in einer Kneipe auf schlecht riechenden Kunstledermöbeln. Mittendrin, zwischen oberflächlich garnierten Menschen, die ihren Freitagabend feiern wollten und auf den Signalschuss dafür warteten. Deutsche Sehnsucht, deutscher Wohlstand, deutsche Oberflächlichkeit zu irisch getünchter Folklore. Was für ein Theater! Ich verschaffte mir immer wieder Distanz, indem ich vor das Kneipentürbrett lief, um den Bürgergang auf dem Steig rauchend zu beobachten.

Süchte schaffen Distanz! Ich beobachtete junge, adrette Mädchen, die mit Stolz ihre smarten Telefone in erhobenen Händen trugen, um in hysterisch erregter Art mit ihnen zu kommunizieren. Wie ermüdete Fernlichter von Automobilen beleuchteten die Displays die Straße, ließen die Wirklichkeit sich ungehemmt und unbeobachtet im Abseits der Dunkelheit vermehren. Spontan erinnerte ich mich an meine Jugend, in der ich eine kurze Liaison mit einem nymphomanisch veranlagten, delikaten Mädchen hatte, die mich täglich bezwang, dreimalig schmiegsam schiebend am Abend körperlich in ihr tätig zu sein,

und keinen Ablass davon duldeten. Nach der Dauer eines Quartals ihrer Sucht distanzierte ich mich von ihr, da sie mir keine Freiräume für andere Botschaften meines Lebens ließ. Wenn sie so ein zartes Mobiltelefon gehabt hätte, wäre ich vielleicht heute noch an ihrer Seite. Das hybrid unzertrennliche Maschinenwerk des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, vor allem auf dem Kommunikationssektor und im Bereich einer krankhaft anmutenden, stetig zu steigenden Arbeitsproduktivität, erzieht uns zu einem untätigen anorgastischen Lebensstil. Zugleich zum Schein liefert es uns materiell adäquaten Ersatz für verlorene gleichgewichtige zwischenmenschliche Bindungen. Der deutsche Wohlstandswachstumsfaschismus, der durch kein Ziel definiert ist, außer den gesamtgesellschaftlich erwirtschafteten Profit von unten nach oben zu verteilen. So werden die Völker der Welt unterjocht und durch die Gewaltherrschaft des Kapitals an unzerstörbare Ketten gelegt. Von der politisch deutschen Oberkaste wurden Herdprämien und elitäre Frauenquoten populistisch installiert, um familiäre und vor allem gesellschaftlich funktionierende kleine Zellen zu zermarnern und in den Status Quo der Unfruchtbarkeit zu heben. Der zur grotesken Harmlosigkeit verkommenen Generation wohlhabender schwarzer Feministinnen folgt eine an die gesellschaftlichen Verhältnisse assimilierte neue Generation von Feministinnen mit Vaginatattoos, die versuchen, den Traum ihrer Unabhängigkeit vom männlichen Geschlecht zu leben, vor allem, sich dem Sexismus entgegenzustellen, den sie selber täglich provokant zelebrieren. Postfeministinnen und Popfeministinnen, die den Geschlechterkampf ausrufen, um sich als unabhängig kiffende Chardonnayschlampen, pubertäre Punkerinnen oder als weibliches Bildungsbürgertum der Männerwelt entgegenzustellen. Zeitgleich lassen sie sich vom Mainstream und von

ihren selbst geschaffenen Kernprodukten und Marken profitorientiert vergewaltigen. Feministinnen, die legitimiert in nationale Waffendepots greifen, um weltweit den Männern die Genitalien wegzuballern. Frau gegen Mann. Mann gegen Frau.

Eines von vielen groß installierten Schauspielen der Welteliten, in dem sich die Weltkriegsgefahr unrealistisch anfühlt, ausgeblendet und taktisch zum Gewohnheitsgefühl lanciert wird.

Granitharte Rinnsteinkanten warfen das Streulicht, das sich durch die Fensterverglasung des Pubs nach außen quälte, funkelnd zu mir zurück, und ich erinnerte mich an meine nicht rauchende vierköpfige Begleitung, die im Schankraum verweilte. Liebartig, sehnsuchtsvoll tauschte ich den Raucherraum gegen einen Nichtrauchererraum, während auf Asien, Afrika und Europa Tomahawks und Panzergranaten niedergingen und menschliche Orte rauchend zerbarsten. Ich fühlte die Ironie vom Ernst des Lebens, die mich zum frontal lachend unsterblichen Terroristen formen könnte. Jedoch hat auch mein Gehirn der deutsche Wohlstandsfanatismus perforiert, mich zum schlaffen, verlustängstlichen angepassten Bürger vereinnahmt. Dieser Vereinnahmung konnte ich in der Vergangenheit Grenzen setzen. Weltanschaulich erzogen, war ich nicht in der Lage, mich nach meinem Tod auf das Wunder von der Verlängerung des Lebens im Paradies zu verlassen. Ich achtete den Tod als das Ende meines Lebens. Ein Leben, an dem ich beteiligt bin, solange es das Leben zulässt. Das Leben, das immer wieder nach mir griff, und mir zuflüsterte: „Du kannst nichts dagegen, aber etwas dafür tun!“ Was tat ich dafür? Es klingt grotesk, aber ich glaubte an das, was ich schrieb, aber nicht an das, was ich lebte. Von Liebe überhäuft, glaubte ich nicht an die Liebe. Vom Glück gesegnet, glaubte ich nicht an das Glück. Vom eigenen Sinn menschlicher Verantwortung ge-

trieben, glaubte ich nicht an die menschliche Verantwortung. Strotzend voller Selbstvertrauen, schlich ich wie ein geprügelter Köter resignierend und misstrauisch durch die Lügen der medialen Wohlstandsgewitter. Lügenwürmer, die sich durch mein Hirn fressen, sich von seinem Hirnfleisch nähren, vermehren, mich erniedrigen, um selbst den Versuch zu wagen, sich an der Substanz der absoluten Wahrheit zu laben.

Im Inneren des Bierladens roch es nach Rasierwasser, Alkohol, teuren Parfümen, den Ausdünstungen der Kunstledersitzmöbel, unterschwellig nach Schweiß und nach Restnikotinlüften der letzten Nacht. Das sich behutsam unterhaltende Publikum befand sich im Durchschnitt in der Mitte des dritten Lebensjahrzehnts. Die weiblichen Besucher sahen aus wie Barbiepuppen, die sich vor ihrem Zutritt in die Öffentlichkeit des Lebens durch die Töpfe der Kosmetikindustrie gequält hatten. An ihren Seiten verharrten Männer mit blassen, glatt geschorenen Gesichtern und glänzenden Gelhaarköpfen, auf denen das Kneipenoberlicht hin und her rutschte. Ihre Augen trugen noch den trüben Glanz ihrer Kindheit, ihre Haut noch die letzten Pickel ihrer Pubertät, ihre gewichtige Körpergestik verriet ihren Drang, sich im Karrierewohlstandskreis der Erwachsenen bewegen zu wollen. Angstfrei und mit unbelastetem Gewissen tranken sie Säfte oder bunte alkoholische Mixturen. Ihre Fuck you Phones lagen geladen, betriebswarm, stets griffbereit, mit hell leuchtenden Displays wie Waffen auf ihren Tischen. Wie ein zusammengepferchtes Rudel von Kleindarstellern, ausgestattet mit Requisiten der Einheitserfolgssucht, im Flatrauschaus deutscher Goldgräberstimmung, schienen sie im Zufriedenheitskoma auf ihre Hauptdarsteller zu warten. Sicher werden sie ihre Mobilgeräte wie Hauptdarsteller deutscher Blödspielfilme mit an ihr Bett nehmen, statt den jeweiligen Tischpartner in ihr

deutsches Wohlstandsnetz zu locken, um freudvoll miteinander zu pimperm. Ihre Libido hatten sie auf ihrem Wohlstandskarriereweg schon lange zertreten. Das Pub war mit Prinzen und Prinzessinnen gefüllt, die gemeinsam in den Tiefen dunkelbrauner gesellschaftlicher Gräben Lebenspläne flochten. Sie bewegten sich in stupid festen Strukturen der Gesellschaft, im reinen Nachahmungsuntertanwahn ihrer Eltern, ohne den jugendlichen irren Saft der Revolte aus sich herauszupressen, um bestehende gesellschaftliche Verhältnisse zu boykottieren. Vielleicht waren sie auch einfach schon zu alt, zu kraftlos oder zu trocken.

Ich schlängelte mich mit ruhigem Schritt durch die mit Menschen gut gefüllte Drogenschankstube, erblickte mich in einem der dort hängenden Spiegel und blieb davor stehen. Es war der Lebensmoment, in dem ich mein silbergrau schimmerndes Haar zu lieben begann. In dem ich auch über die Zigarettbrandlöcher als mahnend oberflächliche Verletzungen meines Jacketts aus exzessiv durchlebten Nächten lächelte, und die Furchen, Falten, Hautaltersflecken und Narben in meinem Gesicht als Patina meines äußerlichen Alterungsprozesses akzeptieren konnte. Mein Körper und meine Seele hatten sich mit Lebensjahrzehnten nahezu satt gefressen. Nun galt es nur noch, meinen Rest von Lebensjahren, das Lebensdessert, zu vertilgen. So hoffte ich, dass es noch nicht bis zu seiner Ungenießbarkeit vergoren war. Es war meine Hoffnung auf ein seelensüßes Restlebensdrittel, obwohl die mich umzingelnde Realität bitter schmeckte. Aus dem Spiegel schauten mir schläfrige Augen entgegen. Dem spiegelverkehrten Blick konnte ich erst ab dem Moment standhalten, als ich bemerkte, dass es die eigenen Augen waren, durch die ich nun tief in meine Seele schauen konnte. Eine Seele, die durch meine Perspektive in zwei Teile zerfiel, und

in deren Mitte das schwarze Leben fantasierte, begleitet von tiefem, warmem Kontrabassspiel. Die Musik, die von der Bar durch den Raum floss, war laut, monoton und leer, wie die lauter werdenden Gespräche der Gäste. Der erkaltete Staub des Sommers lag schutzsuchend vor der feuchten, kalten Jahreszeit unter Tischen und Bänken. Zeit seilte sich von der Decke ab. Sie trieb das Leben im stoisch unsichtbaren Takt und unzerstörbar gegen die Unendlichkeit, um gleichzeitig die Früchte des individuellen Lebens zu vernichten. Welche Früchte? Die einzige Frucht ist das Leben, mit dem als Gegengewicht dazugehörigen Tod, um das Gleichgewicht der Unzerstörbarkeit der Zeit zu wahren. Die einzige Kontinuität in unserem Leben ist die Zeit, die sich rhythmisch mit unserem Herzschlag vereint. Irgendwann verstummt unser dumpfer Herzschlag und die Rhythmik der Zeit läuft dem Tod davon, um sich mit frischem Leben im Ausdauermodus zu vereinen. Ein gemeinsamer, vom Tod befristeter Lauf, in dem sich die Zeit vom Leben verabschiedet, um dem Leben die Chance zu geben, sich aus der Totenstarre des Lebens zu befreien. Zeit, die nichts bewegt, außer sich selbst und trotz ihrer unsichtbaren Energie die Materie unaufhaltsam durchdringt, formt, verändert, vernichtet und wieder entstehen lässt. Ihre emotionale Unantastbarkeit und ihre emotional einzigartige Vielfalt verzaubert die Materie. Zeit als das gewissenloseste Spektrum des Lebens, das alles bestimmt, um mit dem Menschen, als einzigem bewussten und intelligenten Bestandteil der Zeit, zu spielen. Zeit, die der Mensch nicht verschwenden, vernichten oder speichern, sondern nur in seiner Lebenszeit bespielen kann. Ein befristetes Lebensspiel, in dem das alles erdrückende Zeitgefühl einem Lebensgefühl weichen sollte, das mich die Zeit vergessen lässt. So weit war ich jedoch noch nicht, gab mir aber eine große Chance.

Ich hatte das Gefühl, dass es an der Zeit war, zum Tisch der fantastischen Vier zurückzukehren. Gemeinsam spielten wir mit unserer Müdigkeit und einigen Flaschen dänischen Biers, um anschließend zum Hotel zu laufen.

Ich schlief sofort ein. Was die beiden Pärchen während der Nachtzeit taten, wussten nur sie selbst, in ihrer unserer Zeit.

## POESIESCHLÄCHTEREI

Den Morgen an einem beliebigen Tag meines Lebens erblickte ich nach einer gut durgeschlafenen Nacht in Sonnenschein gehüllt. Die Temperaturen hatten sich zur nächtlichen Stille in den Minusbereich gelegt. Dächer, Pflanzen und Karossen waren mit zartem Reif belegt, den das Sonnenlicht langsam vertilgte. Aus meinem Fenster schaute ich über den Hof, versenkte meinen Blick in die Fenster des im Erdgeschoss befindlichen Frühstücksraums. Hotelgastmensen standen vor einem reich gedeckten Büffet und mühten sich in ihrer Auswahl der Lebensmittel. Behutsam, leise, geradezu graziös tippten sie kritisch, gierig, zugleich unentschlossen vor dem Pauschalangebot eines Samstagmorgens im November. Grelles Licht beleuchtete den Raum der frühen Mahlzeit. Alle verfügbaren Lampen standen unter Strom. Gesättigte und hungrige Gäste liefen fröstelnd über den Hof. Einige Gäste verweilten in ihm und sogen kräftig an aufglühenden Zigarettentuln. Gelegentlich wurde die morgendliche Stille durch das Poltern weiblicher hochhackiger Schuhe gestört, die fremd und ungeschickt in das Hofaltstadt-pflaster einschlugen. Für einen Moment vergaß ich, warum ich in Dresden war. Ich entschied mich gegen das Frühstücksangebot, stellte fest, dass es an der Zeit war, den Arbeitstag zu eröffnen.

Flott fuhr ich über leere, tote Straßen Dresdens, um emotional kühl meinen Arbeitsplatz in der Literaturhalle zu besetzen. Noch gähnte Halle Drei leer wie eine Fleischfabrik, in der gerade der Schichtwechsel vollzogen wurde und die ersten Schlächter ihre Arbeitsplätze einnahmen. Ich schwamm durch das Hallenmeer, tauchte durch warme und kalte Wellen der

Luftwärmeheizung, begleitet von abgestandenen und frischen Gerüchen des Lebens, das in der Vergangenheit stattgefunden hatte und die Gegenwart neu einkleidete. Ich setzte mich an meinen Messetisch. Auf ihm stapelte sich ein großer Teil meines verrauschten Lebens, das sich in drei Buchtiteln konzentrierte. Bücher als Ware, als gedruckter Offenbarungseid gegenüber dem Leben, in dem mich meine Lebensgeschichten horizontal immer wieder in den verdreckten Rinnstein schlugen, oder ich für Bruchteile von Sekunden in die Endlosschleife des Seelenglücks gelangte. Ich war Schlächter und Geschlachteter. So landete ich immer wieder im Dreckgestank und Bluterguss des Lebens, wühlte mich durch seine emotional toten stinkenden Gedärme, durchdrang verwesenes erregungsresistentes Hirnfleisch, das nicht mehr fähig war, menschliche Unterleiber mit Blut und ihre Seelen mit friedlichem Sein zu füllen. Über all meine Geschichten spannten sich Gerüche aus Fäkalien, Genitalaromen, Schweiß, detonierender Granaten, verbrannter Erde und rauchend verkohlter Fleischkadaver. Sie wurden von depressiven Harfenmelodieballaden lockenden Goldes und dem Foltergeschrei eines cleanen synthetischen Lebens begleitet. Über all das schmiegte sich der zarte Zauber meiner letzten Hoffnungen. Hoffnungen auf kosmisch spirituelle Frequenzen, die siebeneinhalb Milliarden Menschen zeitgleich elektrisieren würden, um sie in den Urzustand ihrer Entwicklung zurückzusetzen. Überdimensionale Energien, die den menschlich erfahrenen Schmerz vergangener Millionen Jahre und dessen Seelenlast in die Unendlichkeit des Universums zentrifugieren oder in den kochend brodelnden Mittelpunkt der Erde rammen würden. Mein Leben, meine Zeit, mein Traum. Mehr war ich nicht, aber auch nicht weniger als eine lebendige Fantasie, die sich vom Realismus ernährte.

Der Kaffeesachse in reger Geschäftstüchtigkeit und vollendeter Betriebsbereitschaft riss mich aus meiner Nachdenklichkeit. Er befand sich nur wenige Schritte von meinem Marktplatz entfernt. Sein stählerner polierter Edelarbeitsplatz reflektierte das kalte Neonlicht unkontrolliert in den Hallenschlund. Hübsche junge Mädchen, gehüllt in reine schwarzweiße Gewänder, polierten Teller, Tassen, Schüsseln, immer wieder die Edelstahloberflächen der mobilen Sachsenküche. Sie wirkten wie aufgeschreckte Pinguine, die nervös hin und her liefen. Ich lief zur Pinguinbar, um Geld gegen Kaffee und Kekse zu tauschen. Geschmacklich befand ich die Kost als beschissen. Die Gewalt meiner Koffeinsucht trieb mich zur vielfachen Wiederholung des lauen Geschmacks und mit dem letzten gefüllten Kaffeetrog nikotinsüchtig vor die Hallentür. Kurz musste ich mich an das Sonnenlicht gewöhnen, um mein leider nur wenige Minuten anhaltendes Glücksgefühl genießen zu können, das sich in meinem Gehirn aus Nikotin und Koffein zusammenbraute und nach ständiger Wiederholung schrie. Akribisch drittelte ich mein Koffeingetränk, um jedes Drittel mit einer Zigarette glücksgenuss-süchtig paaren zu können. Die Luft war kalt und trocken. Der Himmel gähnte gelangweilt blau. Verlegen spähte ich in die Endlosschwärze des Asphalts, schwenkte meinen Blick auf den blechernen Hallengiebel. Herabgefallene Zigarettenasche klopfte ich von meinem Jackett, stampfte mit den Füßen kraftvoll auf den harten Boden, um die nach unten geglittene Asche von meinen Hosenbeinen durch die aufkommende Erschütterung meines Unterkörpers zu entfernen. Ich fühlte mich fremd an diesem Ort. Nicht glücklich oder gar unglücklich, sondern ich bewertete meinen Paarungsversuch und Zweck an jenem Ort als unpassenden Gelegenheitsmoment in meinem Leben. Mein Fremdheitsgefühl ließ mich

mich selbst am Ende der Welt vermuten, von dem es kein Zurück in die poetische Einsamkeit meiner Heimat mehr geben würde, da meine Restlebensjahre für dieses „Zurück“ nicht mehr ausreichen könnten. Flutartig überschwemmten mich meine Zweifel vom Sinn des Lebens, ertranken all meine Sinne und Gefühle, die in mir brodelten und sich nur von mir erhört laut artikulierten. Kurz ertrank ich im hysterischen Boykott meiner Sinnfindung, um anschließend bis zum Ohnmachtsanfall an das selbst erfundene Glück zu glauben. Stumm wie ein toter Fisch im Wasser, mit dem Rücken nach oben gedreht, schwammen mir meine Selbstgespräche, meine Gedankenschleifen und Erkenntnisse, mein Irrglaube, meine Naivität davon. In ihrem Strudel ertrank der kleine Junge in mir, der mich in der Vergangenheit lebendig gehalten hatte. Ich fühlte mich kraftlos an eine Maschine gekettet, obwohl es mir egal war, wohin sie mich schleppte. Genau das schien mein Experiment zu sein, aus dem ich mich immer noch selbstverantwortlich entkoppeln konnte. Der Kaffee war getrunken. Lächelnd drehte ich mir noch eine Zigarette. Ich rauchte, blickte auf meine Armbanduhr, konnte die Zeigerstellung aufgrund der hohen Sonnenlichtreflektion auf dem Uhrenglas nicht sofort erkennen. Wie ein Hund, der es immer wieder versucht, sich in den eigenen Schwanz zu beißen, drehte ich mich auf dem Asphalt, um die Stellung meines Körpers zu finden, die meinen angewinkelten, vor der Brust schwebenden Arm in den Schatten legen sollte. Aus dem Hintergrund vernahm ich aus rau selbstbewusst männlich gesprochenen Stimme: zehn Uhr vierzig. Sofort ließ ich meinen linken Arm, als gehörte er nicht zu mir, an meinem Körper herabfallen, um mich in die Richtung zu drehen, aus der die sympathisch warm wirkende Stimme mir den Tageszeitpunkt meiner Lebensstarre verriet. Vor mir

stand ein kleingewachsener Mann, Mitte dreißig, in der Pose eines spanischen Stierkämpfers. Kräftig, stark untersetzt, seinen massiven Körper leicht nach vorn geneigt, federnd breitbeinig aufgestellt, grinste er mich aus seinem voluminösen Gesicht an. Fast alles an ihm war schwarz. Seine kurzen, leicht gelockten Haare, die Hose, das Jackett, seine Schuhe, sein Hemd, seine Hornbrille mit Gläsern, die fett wie Bierflaschenböden waren. Auch seine Uhr, sein Mobiltelefon, seine Zigarettenspitze, in der eine rauchende Zigarette in einem seidenmattweißen Gesicht glühte. Die Nikotinlunte hielt er im rechten Eck seiner Mundöffnung, aus dem linken Winkel quälte er sich kurz anmerkend „scheiß Süchte, no“. Er spielte den lässig cleveren Zeitgenossen, und war als ausstellender Kunsthändler in Halle Drei aktiv. Selbstbewusst, spritzig argumentierend, vor allem intelligent agierend, ließ er sich auf eine kurze Diskussion über Ursachen menschlicher Süchte mit mir ein. Die enorme, von den meisten Menschen unterschätzte Vielfalt von Süchten war ihm bewusst. Als ich ihm meine Lieblingssucht, die vor allem für den menschlichen Körper und seine dazugehörige Seele völlig ungefährliche Droge Sex, offerierte, klatschte seine verschmutzte Lässigkeit auf den Asphalt, auf dem er hektisch seine gerade erst angezündete Zigarette mit der schwarzen Sohle seines schwarzen Schuhs zerrieb. Hurtig lief er zur Hallentür, wuchtete die blecherne Tür knarzend aus seinem Rahmen, um kurz vor ihrem technisch bedingt automatisierten Zufallen noch seine Meinung zum Suchtthema Sex verlautbaren zu lassen: „Ich rede doch hier nicht über mein Sexualleben, no.“ Und wieder spie die Welt mit Einsamkeit und Fremdheit um sich, und zielsicher auf mich ein. Ein speiender Guss aus einer tabuisierten unsichtbaren Skulptur, in einem Ausguss von Ohnmacht und improvisierten Gefühlsalgorithmen

men, woraufhin ich diesmal köstlich lächeln konnte. Wo zuvor im Türspalt noch das seidenmattweiße, zu lächerlicher Ernsthaftigkeit verkrampfte Gesicht gesteckt hatte, blieb nur noch der sich überschlagene blechern unsichtbare Knall des Türanschlags übrig, in den ich mich laut lachend einreichte.

Durch den vorangegangenen Dialog hatte sich meine Grundstimmung wieder in das Lebensbecken der Lässigkeit gelegt. Vielleicht hatte mir der sympathische Kunsthändler nur einen großen Teil seiner Lockerheit abgegeben, oder ich hatte egoistisch seine scheinbare Verletzlichkeit getroffen, um ihm seine anfängliche Lässigkeit einfach zu stehlen. Daran glaubte ich jedoch nicht. Ich drehte und rauchte noch eine Zigarette, um anschließend locker belustigt in die Literaturschlachtfabrik einzutreten. Als ich Halle Drei wieder betrat, passierten bereits die ersten Besucher den gemeinsamen Eingangsbereich der Literatur- und Spielzeugwarenmesse. Der größte Teil der Passanten schlenderte jedoch in Halle Zwei, wo die Spielzeugwarenmesse stattfand. Halle Drei war noch besucherleer. Autoren, Kleinverlage, Buchhändler, Grafiker und Druckereibetriebe hatten ihre Plätze eingerichtet und warteten auf das Eintreffen der ersten Besucher. Um nicht direkt an meinen Platz zurückzukehren, lief ich die gesamte Literaturgruft ab und taxierte die Gesichter aller Anbieter. Das Spektrum ihrer Gesichtsmimik war vielfältig. Buchhändler spülten, nachdem erste Besucher ihre Stände frequentierten, ihren berufsernsten Gesichtsausdruck aus ihrem Gesicht, und fluteten es mit einem harten künstlichen Lächeln, das sich nach dem Verkauf und Eintüten irgendeines Bestsellers sofort wieder verlor. Sie platzierten und verkauften Bücher, die der Mainstream vorgab, fast ausschließlich Fantasyliteratur. Die Präsentation jener Literatur war überwältigend hoch und schleppte sich bis in die Büchertürme der

Kleinverlage. Die glücklichsten Gesichter schwebten hinter den Präsentationsbarrikaden der Autoren und Eigenverlage. Obwohl ihr Altersdurchschnitt mit dem der Generation Fünfzig Plus kollidierte. Sie verhielten sich wie rastlose Jugendliche, die sich von ihrem Gefühl ungebremster Vorfreude auf ihren ersten Sexualkontakt durch diese Periode ihres Lebens treiben lassen. Triebhaft nach dem vereinten körperlichen Orgasmus zweier Menschen gierend, obwohl sie viele orgastische Momente in ihrem Leben schon alleine produziert hatten, schien das kurzfristige Sinnbild dieses pubertären Lebensmoments immer wieder ihre gefühlte Gegenwart zu sein.

Autoren, Kleinverleger und Grafiker standen im Neonflutlicht der Halle wie auf einer gemeinsamen großen Theaterbühne, mit glänzend ehrlichen Gesichtern, um sich an diesem Novemberwochenende vom hereinbrechenden Publikum den Lohn für ihre Arbeit abzuholen. Ihr Schriftgut lag auf hölzernen verschlissenen Tischen und wartete darauf, von interessierten Lesern und Leserinnen betatscht, gewendet und gelesen zu werden, um in der Zukunft darüber diskutieren zu können, oder einfach nur um Urteile zu erfahren. Das fensterlose Literaturstahlhaus war ein befristeter Knast, den alle Aussteller freiwillig betraten, in dem der Kaffee lau war, das Essen wie Betriebskantinenlebensmittel schmeckte und die Atmosphäre dem obligatorischen Kreishoffreigang von inhaftierten depressiven Kleinkriminellen entsprach. Die Luft rief zur Atemlebenspause auf. Es war ein Ort, an dem man alles Lebenswerte vermisste, und die Zukunft in diesem Gegenwartsgefühl gelangweilt öde gähnte. Ein Ort, der für einen Suizid bestens geeignet schien, wenn da nicht die universellen ungeschriebenen, auch geschriebenen Träume wären, die sich bis zur Giebelspitze hoch stapelten und durch Halle Drei waberten. Träume mit Nebenwirkungen,

an denen sich die kapitalistischen Schmarotzer satt fraßen, und von einem vom Mainstream herangezüchteten Publikum meist zu Tode getreten wurden. Ein Knast, in dem man zum Rauchen vor die Tür gehen durfte, um für zwei Tage freiwillig in ihn zurückzukehren, um als Literaturdekorateure den Alltag des Publikums zu brechen.

Ich setzte mich an meinen Büchertisch, vergrub mich in Überlegungsendschleifen, wann ich wieder aufstehen und vor die Hallentür rauchen gehen oder sonst was tun könnte, um vor diesem vorhersehbaren emotionalen Ruin eines Lebenswochenendes zumindest in Zeiteilchen flüchten zu können. Sechzehn Millionen Menschen befanden sich an diesem Wochenende auf der Welt auf der Flucht. Vor Krieg, vor Terror, vor Vergewaltigungen, vor Hungersnöten, vor Krankheitsseuchen, vor Lügen, vor Manipulation, Ausbeutung, globalem Missbrauch, vor dem Verlust ihres Lebens. Mütter und Väter flüchteten vor den Anblicken ihrer Totgeburten oder vor den Bildern ihrer getöteten Säuglinge und Kinder, von denen sie sich noch nicht einmal in Würde verabschieden konnten. Ich spielte im Schlaraffenland mit diesen depressiven Bildern der Welt, schrieb sie auf weißes Papier, rauchte dabei dreißig Gramm Zigarettentabak, fraß Koteletts mit Broccoli, Kartoffeln aus biologischem Anbau, soff trockenen roten Wein und ließ mich nach alledem, als wenn es das Ergebnis meiner Leistung wäre, zermartert in mein Bett fallen. Ich lebte in einer grotesk poetischen Scheinwelt, breitete sie in Form von Büchern auf einem Tisch in Halle Drei aus, als wäre all das, was ich aufschrieb, surreal. Das war meine Bild, mein Sinn, mein eigenes mich immer wieder bescheißendes Verantwortungsgefühl, das wie ich hoffnungslos neben mir her schlich. Hoffnungslosigkeit, die mich ein Leben lang bis zu meinem Tod verfolgen würde. Der Individualtod als

Lösung gegen die menschliche Hoffnungslosigkeit lacht kalt und wird mich auch in der Todesruhe nicht von meiner Hoffnungslosigkeit erlösen. Nur lebendig, vor allem revolutionär im Geiste können wir etwas dagegen tun. In meinem Leben wäre diese Tat das Größte, und sei es nur der Anfang, der mich zu Lebzeiten noch streifen könnte.

Visuell tastete ich den um mich einsehbaren Raum ab. Ich entdeckte eine Bar, noch eine Bar, den Edelstahlresen des Kaffeesachsen und Besucher, die mit ihren Zuckerwatte essenden Kindern durch die atmosphärisch kalte Halle liefen. Tresen gefüllt mit alkoholischen, hochkonzentrierten Zuckerkaltgetränken, kalten und heißen Koffein- und Teegetränken, tierischem, vegetarischem Fleisch, Gemüse und Suppengerichten, hergestellt aus konventionellen oder biologischen Grundnahrungsrohstoffen. Fast alles zum Leben Notwendige, auch nicht Notwendige war im Überfluss vorhanden. Auch Bücher. Miniaturbücher, wasserfeste Bücher, Kochbücher, Kinderbücher, Sachbücher, Reisebücher, Gartenbücher, Autobücher, Yogabücher, Bastelbroschüren, Psychowälzer, Frauenbücher, Männerbücher, Gesundheitsbücher, Fantasieromane, Städteführer, Europabücher, Naturbücher, Weltbücher, Kunstbücher, Comicbücher, Witzbücher, Kriminalgeschichten, Bücher philosophischen Inhalts, Zukunftsbücher, Verschwörungswälzer, spirituelle Bücher, Sexualekundebücher für Erwachsene, Lyrik-Hefte, Weltkriegsbücher, doch keine Friedensbücher. Viele Bestseller unterschiedlichsten Genres dekorierten die Buchtischreihen unkritischer, umsatzbewusster Buchhändler, da der Winter auf leisen Sohlen heranschritt, und mit ihm das Fest des Friedens einläutete. Ein Fest, an dem es etwas zu schenken gilt. Etwas, das der Mensch berühren kann, das beworben und zuvor in den Markthallen des Lifestyle-Konsums unübersehbar laut ver-

marktet wurde. Auch Bücher, ausnahmslos trivialen Inhalts. Trivialliteratur voller Abenteuer der Herzen, der Kämpfe, der kriminalistischen Schärfe und fantastischen Erzählungen. Bücher, die den tristen Alltag der Leser und Leserinnen brechen, ihre innere Leere füllen, um sie in die Unalltäglichkeit einer Welt zu entführen und sie aus ihrem langweilig angepassten Leben der Durchschnittlichkeit abzuholen. Während dem Lesen gerät die Welt für einen Moment aus ihren rasterhaften Fugen, ohne die engen Verhältnisse des Durchschnittslesers und seine bürgerlich akkumulierten Werte zu gefährden. Trivialliteratur rekrutiert sich aus Märchen des Kapitalismus für Erwachsene, in denen sie ihre engen Lebensgrenzen für einen Moment überschreiten dürfen, ihre geheimen Wünsche, Träume und Ängste als verwirklicht lesen, um ihre eng angepasste Lebensrealität still und untertänig ertragen zu können. So sind sie beim Lesen einer Scheinwelt des Glücks verfallen, die sie unbemerkt in ein Moralkorsett presst und in der sie die Fähigkeit eigenständigen Denkens verloren haben und sie emotional abgestumpft durch ihren tristen Alltag hecheln lässt. Dieser Triviallebensrausch wird durch Massenmedien vierundzwanzig Stunden täglich neu aufgelegt und manifestiert sich unumkehrbar in den Durchschnittshirnen der Allgemeinheit. Bestsellerlisten leisten Leserinnen und Lesern Orientierung bei der Auswahl ihrer Bücher, geben ihnen die Sicherheit, um aus einem großen Literaturangebot das Beste für sie herauszufinden. Denn was alle kaufen, kann nicht schlecht sein. Vor allem nimmt die Entscheidung der Masse den Druck der eigenen Verantwortung, wie in allen Bereichen des täglichen Lebens. Denken wird so vermieden, ja schon fast verboten. Denkverbote für alle über alles, und um nicht in den Bereich eines Außenseiters abzudriften, passen sich die Menschen geistfrei an. Geistfrei wird die Politik im Kapitalis-

mus vom deutschen Volk bejaht. Bejaht wird eine Kapitalismusmaschine, die den unsichtbaren Bruder Hitlers reproduziert, um den kriegerischen kranken Machtwahn des Kapitals zu nähren. Das eigene Ich sucht nicht mehr die Einheit des vernünftigen und selbstkritischen Denkens, sondern nimmt die erlernten blutrünstigen Werteinstellungen der kapitalistischen Welt kritiklos euphorisch an, um daraus das eigene Glück produzieren zu können. Die Trivialität des eigenen Lebens wird nur noch durch die Stufungsstufe innerhalb der sozialen und materiellen Verhältnisse bestimmt, um die intellektuelle und seelische Leere der Probanden des Systems mit materieller Suchtgier und allen dafür erforderlichen Verhaltensmustern zu fluten. Verhaltensmuster, die ich insbesondere bei den Besuchern von Halle Drei beobachten konnte. Bestseller, vor allem Bücher zum Preis von fünf Euro für sieben Kilogramm, wurden konsumiert. Der Kilopreisbuchramscontainer war von der vereinnahmten Fläche der größte Stand der Halle. Sein Angebot entsprach dem Zeitgeist der Konsumenten, „Geiz ist geil“ oder „sparen Sie sich reich“. Noch ein bisschen Nippes, ein wenig Kitsch des gewerblichen Kunsthandwerkes, wurde von den Konsumenten zur Darstellung ihrer Individualität zum Kampfpfeil käuflich erworben. Mehr nicht. Vor allem herrschte Interessenlosigkeit der Besucher an den unbekanntesten Werken unbekannter Autoren. Autoren und Kleinverlage, die die Tristesse des Hallenmarktes erduldeten, in der Hoffnung, dass das, was sie schrieben und verlegten, Besucher einer Literaturmesse interessieren könnte. Fehlanzeige! Die Spielwarenmesse in Halle Zwei war der Publikumsmagnet. Mit offensichtlichem Desinteresse, geradezu gelangweilt, schlürfte die Generation Playstation durch die Literaturhalle. Ihre Konsumsucht schienen sie bereits auf dem Terrorplatz der Spielzeugwaren-